

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Schreiben bedeutet für Georges-Arthur Goldschmidt überleben. Im Schreiben und Übersetzen entwirft er sich selbst, wird er zum Zeugen seines Ichs, das nicht sein durfte, aber schon immer einen großen Drang verspürte, etwas zu erschaffen. In »Die Hügel von Belleville« spricht Goldschmidt, der als Zehnjähriger vor den Nationalsozialisten nach Frankreich floh, erstmalig darüber, was es bedeutete, 1953 als französischer Soldat in der Kaserne von Karlsruhe den Wehrdienst zu leisten. Eine Zeit der Unruhe, in der er über das Sprechen in zwei Sprachen zu sich selbst fand.

Georges-Arthur Goldschmidt, 1928 in Reinbek bei Hamburg geboren, musste als Zehnjähriger in die Emigration nach Frankreich gehen. Er lebt heute in Paris. Für sein umfangreiches Werk wurde er u.a. mit dem Bremer Literatur-Preis, dem Nelly-Sachs-Preis und dem Joseph-Breitbach-Preis ausgezeichnet. Im November 2013 erhielt er den Prix de L'Académie de Berlin. Zuletzt erschien seine Erzählung ›Der Ausweg‹.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Georges-Arthur Goldschmidt

Die Hügel von Belleville

Eine Erzählung

*Aus dem Französischen von
Georges-Arthur Goldschmidt*

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Mai 2018

Die Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »Les collines de Belleville«
bei Actes Sud/Jaqueline Chambon, Arles, 2015
Auf Wunsch des Autors und Übersetzers
weicht die deutsche Ausgabe teilweise
von der Originalausgabe ab.

© Actes Sud/Jaqueline Chambon, Arles, 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-596-70202-2

Vorwort

Diese Erzählung, wie so viele andere, liegt genau in der Mitte zwischen Wahrheit und Erfindung, zwischen Wirklichkeit und Phantasie.

Alles hätte zu jedem Augenblick völlig anders verlaufen können, durch eine winzige Gegebenheit, eine kleine Verspätung, ein anderes Licht, einen Mantel, den man holen geht, einen Bahnsteig, auf dem man wartet, Abertausende von solchen Kleinigkeiten, und die tatsächliche Geschichte wäre völlig anders verlaufen ... Die Nase der Kleopatra usw. Jedes noch so kleine Ereignis ist nur durch Zufall so, wie es ist. Jede Erzählung baut sich immer in solchem Dazwischen auf, es ist, als wäre sie der Versuch, das Verfehlte, das Umgangene wieder einzuholen. Und hier nun soll aus fast einem Jahrhundert Geschichte erzählt werden, nicht unbedingt, wie sie wirklich stattgefunden hat, sondern wie sie erlebt wurde; ein Jahrhundert des absoluten Verbrechens und des Terrors, in dem jeder es früher oder später mit Angst und Schrecken zu tun hatte, vielleicht aber nur ein kleines Vorspiel, von dem der französische Philosoph und Mathematiker Jean-Toussaint Desanti einmal sagte:

»Die Shoah, das war eine liebliche Messe im Vergleich zu dem, was kommen wird.«

Wir sind noch ein paar unerwünschte Zeugen aus der Zeit zwischen 1933 und 1945; uns, die wir auf der falschen Seite geboren wurden, dürfte es eigentlich nicht mehr geben, aber wie man weiß, Unkraut vergeht nicht. Als Unkraut verschont geblieben sein, obgleich man als getauftes »jüdisches« Kind doch spätestens 1944 hätte eliminiert werden sollen, fungiert man immer noch als überflüssiger Esser, der es sich dazu auch noch hat schmecken lassen. Es gibt doch nichts Skandalöseres als solch unerlaubtes Leben. Das hatten die Hitlerburschen bestens kapiert: »Wer leben darf, bestimme ich«, sie dachten, über Leben und Tod entscheiden zu dürfen. Sie alleine waren Menschen und konnten also problemlos Menschen opfern; ob das nicht aus den weitesten Tiefen der germanischen Vorgeschichte kommt? Man kann sich immerhin die Frage stellen, wie konnte es kommen, daß das »absolute Verbrechen« gerade in Deutschland geschah, von Deutschen erdacht? Ob es mit den verfehlten Kindheiten zu tun hat?

Jedenfalls war immer irgendein Gespenst hinter einer deutschen Kindheit her, Angst erregend und verlockend zugleich, sei es doch nur der »gelbe Onkel« oder die Grimmschen Märchen. Eine deutsche Kindheit stand immer unter dem Zeichen irgendeiner Drohung, die zur damaligen großen deutschen Zeit sich als Wirklichkeit niederschlug: Deutsche wurden aus der Heimat verjagt,

weil sie geboren wurden und von nun an sich selbst als Last durch die Geschichte trugen.

Wo sie dann auch waren, ob verstoßen oder großzügig aufgenommen, blieben sie für immer Exilierte, sollten sie durch Wahl der Aufnahmenation nun voll angehören, wenn auch nur auf Widerruf. Dennoch, welche Ereignisse es auch seien, besteht der Seinsstoff immer mehr aus den Bildern, den Landschaften, den Menschen und der Geschichte des Landes, der Vertreibung und (mehr) des Landes der Aufnahme.

Bereits als Zwölfjähriger schon wußte man, daß Pétain ein ekler Verräter war und General de Gaulle Frankreich verkörperte. Rebellion, Wachsamkeit und Denkfreiheit bildeten irgendwie ein Fundament des sozialen Einverständnisses in diesem Land, wie auch die wohlklingende Sprachwucht des Hofpredigers von Ludwig XIV., Jacques Benigne Bossuet, in der Versailler Pracht. Wie schon immer war es die innere Opposition zwischen Gehorsam und Widerspenstigkeit, wo das eine oft in das andere überschlagen kann und umgekehrt, wie zur Zeit der Résistance, als die Nazis in vermeintlicher Zivilbekleidung zur Wonne der französischen Kollaborateure die französischen Juden nach Auschwitz brachten. So wurden Menschen, die früher links standen, ehemalige Dreyfusards z. B., Verteidiger der Freiheit und der Menschen, zu Denunzianten und Verfolgern, andere aber, die als rechtsradikal eingestuft wurden, nahmen bei sich verfolgte jüdische Kinder oder Erwachsene und Widerstandskämpfer auf, so gab es

pétainsche Dorfgeistliche, die dennoch, ohne zu zögern, Verfolgte versteckten, als die Kirchenhierarchie vorsichtig den Blick abwendete. Man selber war unaufhörlich dem Zwiespalt, den man so intim in sich trug, ausgesetzt.

Man hatte die wundervolle, so klangrobuste Sprache in sich, das kräftige und doch oft so zarte Deutsch, das nun nichts anderes mehr als Todesdrohung war, aber auch die andere, die Sprache der Präservation, vertraut schon, so melodisch und subtil, der man sich zu Dank verpflichtet meinte, aber um so lieber las und sprach, das zur Muttersprache gewordene Französisch. Es war Alltags- und Instinktsprache geworden, die man nie gelernt hatte, die einem aber in jedem Augenblick einfach zukam, sei es nur im Schlafsaal, im Lernzimmer, und das man vollkommen, sogar mit Lokalfärbung sprach.

Geburts- und schutzschuldig lebt man im schlechtem Gewissen, mit dem man sich im Laufe der Zeit ein wenig zynisch arrangierte, es galt aber vor allen Dingen, sich nicht aus den Augen zu verlieren, wie es der Romanheld aus dem 18. Jahrhundert *Anton Reiser* doch so großartig vermochte, der seinen Seinskern trotz aller Lebenswidrigkeiten immer in sich gegenwärtig hatte. Dieser Seinskern ist ein ununterbrochenes, wortloses Selbstraunen, das inhaltslos für immer den inneren Heimwehschrei überdecken soll, auf den es unbedingt galt, sich auf keinen Fall einzulassen.

Manche nämlich wurden, wie es der Fall war, von

ganz einfachen anonymen Franzosen unter Lebensrisiko geschützt, so daß man das Wesen des Landes in sich noch eingehender aufnahm. Frankreich nämlich ist auch das Land der »laïcité«, also nicht nur der Trennung von Kirche und Staat, sondern auch der Staat, in dem keiner fragt, ob man glaubt oder nicht, wo jeder denkt, wie er will, jenseits jeglicher Obrigkeit.

Als Jüngling wurde man im Internat sorgfältig erzogen und entsprechend scharf jeden zweiten Freitag mit der Rute gezüchtigt, nach Jesuitenart, bis ins Alter von achtzehn Jahren, um zur Exaltation des Geistes gebracht und zugleich im Zimmer des Erziehers initiiert zu werden. So haben die Liebschaften von Bett zu Bett viele Schüler von einem wahrhaftig tötenden Heimweh erlöst und sind weltgestaltend gewesen. Es war auch die Zeit der ersten Gedichte, als tüchtig gehölderlint wurde, in der einen Sprache und gerimbault in der anderen, die Zeit der Wonne der Tränen, der Dichtung, damals der einzige Ausweg, um nicht von innen vom Kummer ausgeschabt zu werden.

Es gibt tatsächlich solche vielleicht sonderbaren Anhaltspunkte, die zu allem Weiteren öffnen, zur Lebensbegeisterung führen und vor allem zur Wunderbarkeit des Existierens, eine gleichsam erotische Wahrnehmung, die die eigene Körperlichkeit an die der anderen anschließt. So wird man wie überwältigt von der unerreichbaren Nähe jenes anderen, der neben einem sitzt, der näher kaum sein kann und der doch, bis in die Unendlichkeit, entfernt ist, viel weiter in seiner Nähe

als alle Galaxien des Universums, die nur Lichtjahre entfernt liegen, wo der andere, man könnte ihn Jahrtausende kennen und alles von ihm wissen, unerreichbar und unersetzlich bleibt wie man selber.

Georges-Arthur Goldschmidt,
Paris im Oktober 2017

Für Joachim Helfer,
den Freund und Schriftsteller

»Unser Leben ist so vergeblich, dass es nur der
Widerschein unseres Erinnerns ist.«

François-René de Chateaubriand,
Erinnerungen von jenseits des Grabes

»So lang und grausam waren die, obwohl die weißen
dicklichen Hände nicht grausam waren, sondern sanft.
Und obwohl er vor Kälte und Furcht bebte beim Ge-
danken an die grausamen langen Nägel und an das
hohe Pfeifgeräusch des Rohrstocks und an das Frösteln,
das man hinten unten am Hemd spürt, wenn man sich
auszog, war ein Gefühl komischen leisen Behagens tief
in ihm drin beim Gedanken an die weißen dicklichen
Hände, sauber und stark und sanft.«

James Joyce, *Ein Porträt des Künstlers als junger Mann*